GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Europäische lieux de mémoire : Tagung im Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni in Loveno di Menaggio, 20.–23. März 2000

Mazohl-Wallnig, Brigitte

2000

https://doi.org/10.25595/960

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mazohl-Wallnig, Brigitte: *Europäische lieux de mémoire : Tagung im Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni in Loveno di Menaggio, 20.–23. März 2000*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 11 (2000) Nr: 2, 284-288. DOI: https://doi.org/10.25595/960.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Europäische lieux de mémoire

Tagung im Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni in Loveno di Menaggio, 20.–23. März 2000[1]

Brigitte Mazohl-Wallnig

Gibt es eine gemeinsame europäische Erinnerungskultur? Wo liegen die gemeinsamen Bezugspunkte für eine historische oder gar zukünftige europäische Identität? Gibt es eine Geschichtskultur von europäischer Reichweite – jenseits aller nationalstaatlichen Paradigmata, welche die Tradition der Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts so maßgeblich geprägt haben? Und welches Europa wird anvisiert, wenn sich gemeinsame *lieux de mémoire* in ihm auffinden lassen sollen? Was überhaupt heißt Europa?

Erkenntnisleitende Überlegungen solcher Art hatten das für eine derartige Initiative geradezu prädestinierte *Institut für Europäische Geschichte* und seinen Direktor Heinz Duchhardt veranlasst, im *Centro Italo-Tedesco* in der Villa Vigoni am Como-See eine von der Thyssen-Stiftung unterstützte Tagung bzw. einen „tentativen Workshop" – so Duchhardt – zur Frage der „Europäischen *lieux de mémoire*" zu veranstalten.

Fünfzehn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (elf davon als ReferentInnen) aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich und Polen waren aufgefordert, sich ausgehend von ihren jeweiligen Forschungsfeldern auf die gemeinsame Suche nach europäischen Erinnerungsorten zu begeben, wobei die implizite theoretische Anleihe bei Pierre Noras „lieux de mémoire" – auf Europa umgemünzt – eine der wenigen vorgegebenen argumentativen Rahmenbedingungen bereitstellte.

Bewusst war auf eine Finanzierungsmöglichkeit durch Brüssel verzichtet worden: Die Konferenz sollte innovative wissenschaftliche Fragestellungen entwickeln und sich keineswegs als politischer Bannerträger des europäischen Integrationsprozesses verstehen. Gleichwohl – so die einleitende Anregung des Veranstalters Heinz Duchhardt – sei der Zusammenhang zwischen Geschichtswissenschaft und aktueller politischer Gegenwart wie stets mitzureflektieren. So sehr sich HistorikerInnen einerseits von jeglicher Form politischer Indienstnahme distanzieren sollten, so sehr sei es andererseits ihre vordringliche Aufgabe, die Beziehung zwischen Politik und Wissen-

1 Dieser Kurzbericht basiert – mangels anderer Unterlagen – auf eigenen Aufzeichnungen bzw. einem Bericht aus der Feder von Malgorzata Morawiec, Gibt es „Europäische lieux de mémoire"? Bericht zu einer Tagung, in: Villa Vigoni, Comunicazioni/Mitteilungen, IV, Mai 2000, 67–72.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

schaft und damit verbunden ihre eigene Rolle kritisch zu überdenken. Auf die Konferenz übertragen hieß das: Was hat die bisherige Historiographie daran gehindert, eine „europäische" zu sein? Kann und soll sie jetzt „europäisch" werden?

Die Referenten und die Referentin – Frau Malgorzata Morawiec aus Polen bzw. Mainz war die einzige weibliche Referentin – näherten sich dem Themenfeld aus den unterschiedlichsten Perspektiven, wobei die Programmgestaltung chronologisch angeordnet jeweils eigene Referate für die Antike, das Mittelalter, die frühe und späte Neuzeit sowie für die Zeitgeschichte vorsah.

Den geographische Raum genauer zu spezifizieren und damit implizit oder explizit die Definition ihres jeweiligen „europäischen" Bezugsrahmens klarzulegen, war der Referentin und den Referenten selbst überlassen worden. Angesichts der „europäischen" Zusammensetzung der WissenschaftlerInnen war aber wohl vom Veranstalter an eine durch die Nationalität der TeilnehmerInnen sich gewissermaßen von selbst ergebende diesbezügliche Bandbreite gedacht worden. Angesichts der übergreifenden Fragestellung blieben aber geographisch-territoriale und nationale Differenzierungen weitgehend im Hintergrund, da die verschiedenen ReferentInnen sich sehr viel weniger mit ihrer jeweils eigenen (nationalen?) Definition von „Europa" als mit den konstitutiven Elementen eines (nationenübergreifend einheitlichen?) Europabewusstseins im Allgemeinen auseinandersetzten.

Es wurde also nicht in erster Linie nach der unterschiedlichen Wahrnehmung Europas durch die verschiedenen nationalen Historiographien gefragt und ebensowenig nach den – national zweifellos zu differenzierenden – zeitgenössischen Erinnerungskulturen im Spannungsfeld zwischen jeweiligem Nationalstaat und Europa. Statt dessen gingen die meisten ReferentInnen von einem implizit gemeinsamen Europaverständnis aus, nach welchem sie in einem nicht näher definierten „Europa" in Vergangenheit und Gegenwart Ausschau hielten. Einige wenige Beiträge versuchten demgegenüber, einen klarer definierten nationalen bzw. geographisch-territorialen Bezugsrahmen mit einer europäischen Perspektive zu verbinden: Robert Evans (Oxford) zeigte am Beispiel der „europäischen Peripherie" zum einen die wissenschaftliche Marginalisierung des europäischen Ostens, zum anderen die bemerkenswerten Versuche Osteuropas in der Frühen Neuzeit auf, sich in die europäische Kultur von Humanismus und Renaissance einzubinden. Manfred Hildermeier (Göttingen) betonte die bedeutende Rolle Russlands und der Sowjetunion und insbesondere der Beziehungen „Europas" zu Russland – Napoleon 1812, Stalingrad 1943 – für die Konstituierung europäischer Erinnerungsorte. Malgorzata Morawiec (Mainz) wählte in ihrem abschließenden Referat bewusst eine nationalstaatliche Perspektive, indem sie nach der historischen und historiographischen Verortung Polens in der europäischen Geschichte fragte.

Stets präsent war in nahezu allen Referaten auch, insbesondere von Günther Lottes (Potsdam) in seinem Referat auf den Punkt gebracht, die theoretische Unterscheidung zwischen autochthonen, d. h. realen historischen – bis in die Gegenwart reichenden – Erinnerungsorten und konstruierten Erinnerungstopoi einer kollektiven Geschichts- und Vergangenheitskultur. Als anschauliches Beispiel für reale historische Erinnerungsträger nannte Lottes Universitäten, Bibliotheken, Kulturwerke, gelehrte Gesellschaften – wobei, wie anschließend in der Diskussion geäußert wurde, wohl auch

Kirchen, Staaten, Institutionen generell unter diese Kategorie fallen müssten. Demgegenüber bildeten die im Gedächtnis fortwirkende Stilisierung von Ereignissen wie Katastrophen und Kriegen, die Konstruktion von Feindbildern und identitätsstiftenden kollektiven Gemeinschaftsbildern die klassischen Erinnerungstopoi der zweiten Art. Voraussetzung für diese zweite Form sei, so Lottes, die Erweiterung von Erinnerungsgemeinschaften (Familie, Stadt, Region, Staat etc.) gewesen – in wie weit „Europa" dabei als historische oder aber gegenwärtige Erinnerungsgemeinschaft gesehen werde könne, blieb als Frage auch in diesem Referat weiterhin offen.

Äußerst skeptisch beurteilten die beiden Althistoriker Peter Funke (Münster) und Wilfried Nippel (Berlin) die Möglichkeit einer in der gemeinsamen Antike wurzelnden europäischen Erinnerungskultur. Zum einen habe „Europa" für die antike Welt niemals einen übergeordneten Bezugsrahmen dargestellt (Funke), zum anderen sei umgekehrt ein gemeinsames europaweit vergleichbares kollektivhistorisches Bildungsbewusstsein, welches in der griechischen und römischen Antike gewurzelt habe, definitiv und vermutlich irreversibel – hier waren sich beide Referenten einig – im 20. Jahrhundert verloren gegangen. Dennoch betonte Funke, dass Europa sehr wohl „konstitutive" (in der Lottesschen Unterscheidung autochthone) Erinnerungselemente der Antike zu verdanken habe: nämlich die Politisierung des öffentlichen Raumes, die Institutionalisierung der Polis, und – für den europäischen Werdegang nicht minder wesentlich – das bundesstaatliche Prinzip, d. h. die Idee von Föderation. In ähnlicher Weise verortete Nippel „europäische" Grundwerte wie die Entstehung des Bürgerbegriffs, die Vorstellung von individueller Freiheit, die Akzeptanz von Pluralität in der römischen Antike. Auch zeigte Nippel – entgegen seiner Skepsis hinsichtlich eines heute noch konsensfähigen antiken Bezugsrahmens – am Beispiel von Führerkult und Cäsarismus überzeugend die Omnipräsenz antiker Vorbilder für die neuzeitliche Herrschaftspraxis auf.

Aus feministischer Sicht ließe sich hier unschwer als gemeinsamer in der europäischen Antike wurzelnder Erinnerungsort die patriarchale Herrschaftsform hinzufügen, sind doch mit all den genannten europakonstituiven Erscheinungen jeweils geschlechtsspezifisch unterschiedliche Folgewirkungen verbunden bzw. haben eben diese die staatliche Geschlechterpolitik der Moderne maßgeblich mitbestimmt. Der allgemeinhistorische Diskurs der Tagung ließ freilich für das Einbringen feministischer Überlegungen wenig Raum, was zum einen an der ‚geschlechtsneutralen' Themenstellung selbst gelegen haben mag, zum anderen aber fraglos und einmal mehr in der sattsam bekannten Ausblendung geschlechtsspezifischer Gesichtspunkte aus ‚allgemeinhistorischen' Fragestellungen generell seine Gründe hatte.

Mit seiner Unterscheidung zwischen einerseits individuellen, privaten und andererseits kollektiven, offiziellen Erinnerungsorten – nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs – bot lediglich Gustavo Corni (Trient) auch die theoretische Möglichkeit geschlechtsspezifisch verschiedener Erinnerungskulturen an. Stärker als die anderen ReferentInnen ging Corni als Zeithistoriker von differierenden, perspektiveabhängigen Erinnerungsmustern aus, welche auch negative Erinnerungsorte mit einschließen konnten. Der Neuzeithistoriker Lottes hatte auf einen ähnlichen Gedanken ebenfalls hingewiesen: Wo findet sich der/die Einzelne mit seinem/ihrem jeweils individuellen

Gedächtnis im Rahmen einer kollektive Dynamik von Erinnerungszwang und Vergessenswunsch?

Wie so oft, ließ sich auch bei dieser Tagung feststellen, dass die jeweils von den ReferentInnen erforschte Zeit maßgeblich ihren wissenschaftlichen Diskurs in Hinblick auf die Fragestellung mitbestimmte: „Europa" bildete für die Neuzeit- und ZeithistorikerInnen einen völlig anderen Bezugsrahmen als dies für die mit der Antike oder dem Mittelalter Befassten der Fall war. Die deutlich erkennbare Kohärenz in der ‚antiken' und ‚mittelalterlichen' Argumentation und die einerseits nationalstaatliche, andererseits gesellschaftsbewusste Ausdifferenzierung für die Neuzeit und die Zeitgeschichte sind wohl kein Zufall.

Vorsichtig nach Verbindendem suchend und weniger skeptisch als die Althistoriker stimmten die beiden Mittelalterhistoriker Bernd Schneidmüller (Bamberg) und Jean-Marie Moeglin (Paris) der Vorstellung von gemeinsamen europäischen Erinnerungsorten (in einer reizvollen Mischung von realhistorischen und konstruierten Erscheinungen) für das europäische Mittelalter zu, wenngleich Schneidmüller – ähnlich wie Funke – gleich zu Beginn feststellte, dass „Europa" nicht als die eigentliche „Leitidee" des Mittelalters bezeichnet werden könne. Es habe de facto keinen Europabegriff gegeben, wohl aber die integrative Kraft traditionaler Leitideen wie die eines „universalen" oder christlichen Reiches. Dennoch ließen sich Vorstellungen über gemeinsame Verlaufsformen europaübergreifend konstatieren: Die Gliederung der Welt in drei Reiche, Jerusalem als Ausgang und Ziel des Heils (wodurch die europäischen Pilgerreisen ihre integrative Wirkung entfalten konnten), die eigentliche Landnahme Europas von Asien aus, in Abgrenzung also von ‚den Anderen', das Römische Erbe in seiner kommunalen, kaiserlichen, kirchlichen Gestalt, das Netz europäischer Bildungsstätten, letztlich auch die monarchische Herrschaftsform sowie die gesellschaftliche Gliederung der mittelalterlichen Welt – all dies sei aus Europa entstanden und habe Europa geprägt.

Wie Schneidmüller bezweifelte auch Moeglin die Existenz eines Europa-Begriffs für das Mittelalter, auch für ihn waren Begriffe wie „Christianitas", „Christenheit" und „Romanitas" die eigentlich konstitutiven Elemente mittelalterlichen Denkens. Rom und Konstantinopel als Bezugspunkte der mittelalterlichen Christenheit spielten auch für ihn eine sehr viel entscheidendere Rolle als die – spätere – Idee Europas. Kann beispielsweise – so fragte Moeglin – Karl der Große als gemeinsamer Ort europäischer Erinnerungskultur gelten? Moeglin ließ die Frage offen, betonte aber auch in diesem Fall die Irrelevanz des Europakonzepts für die zeitgenössische und historische Erfahrung. Wohl aber ließe sich, gerade an einem Beispiel solcher Art, wie mir scheint, die national unterschiedliche Verortung eines „europäischen" Phänomens *ante litteram* (wie Karl der Große) in detaillierten historiographischen Studien aufzeigen: Die Fruchtbarkeit der Fragestellung nach europäischen Erinnerungsorten zeigt sich an solchen und anderen Beispielen allemal. Moeglin verwies – als positives Exempel europäischer Erinnerungskultur – auf die europäische Rezeption der künstlerischen Ausgestaltung der „Bürger von Calais" durch Rodin und Kaiser, wofür freilich eine andere, spezifisch moderne Form von europäischem Bewusstsein die Voraussetzung gebildet habe.

Eine ähnlich konstitutive Wirkung für eine integrierende europäische Gedächtniskultur sah Hermann von der Dunk (Utrecht) im Wiener Kongress: Mit ihm sei – anstelle der bisherigen traditionellen bilateralen Friedenschlüsse – die moderne Kongresspo-

litik europäischer Reichweite eingeleitet und dadurch das Bewusstsein einer gemeinsamen zukünftigen Europapolitik auf ein neues Fundament gestellt worden.

Eine explizit theoretische Herangehensweise an das Problem wählte Johannes Paulmann (München), indem er Noras Gedankenmodell der „lieux de mémoire" das Hobsbawmsche Konzept von „Invention of Tradition" gegenüberstellte. Mit diskursanalytischer Präzision verwies Paulmann auf terminologische Unschärfen der Hobsbawmschen Argumentation – „erfinden" hieße bei ihm ebenso „beibehalten von dem, was bereits da ist", wie „wiederentdecken" und in dritter Linie erst „neu konstruieren"; auch unter „Tradition" subsummiere er genaugenommen einen „Bruch" mit der Tradition –, welche letztlich vor allem die „Konstruktion" bzw. „Dekonstruktion" nationalstaatlicher Symbolik im Auge gehabt habe. Entgegen dem Hobsbawmschen Entwurf einer gezielten Nationalismuskritik, welcher implizit die Epochenschwelle der Moderne zur theoretischen Voraussetzung habe – in der Hobsbawm, so Paulmann, dann aber auch stecken bleibe –, versuche Nora mit seinem Modell der Erinnerungsorte diese Epochenschwelle zu überwinden und in umgekehrter Stoßrichtung vorzugehen: Ihm ginge es nämlich darum, den immerwährenden Verlust von Geschichte aufzuarbeiten, „Rekonstruktion" von Vergangenheit als menschliches Grundbedürfnis zu sehen und kulturkritisch einen nationalen ebenso wie übernationalen Kontext wiederherzustellen. Zuletzt stellte Paulmann die hochaktuelle Frage nach dem Zusammenhang zwischen Vergangenheitsbewältigung und Vergangenheitspolitik: Zeichnet sich beispielsweise für Deutschland eine „geteilte" Erinnerung ab? Wie wird mit Vergessensängsten, wie mit Schuldängsten umgegangen? Gibt es überhaupt einen öffentlichen Umgang mit Geschichte in Europa?

Die an dieser Tagung aufgeworfenen Fragen regten zum Weiter- und zum Nachdenken an, auch wenn ‚Antworten' zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl nicht zu haben sind. Unverzichtbar scheint freilich – wie in diesem Heft explizit angeregt – die Einbindung geschlechtsspezifischer bzw. feministischer Perspektiven in die bisherigen Überlegungen zu europäischen Erinnerungsorten. Die Unterrepräsentanz von Frauen an der Tagung in der Villa Vigoni war zweifellos einer der Gründe für die mangelnde Sensibilität in Bezug auf „das Geschlecht der Europa" ...

Veranstalter und Veranstaltungsort waren freilich nicht zuletzt selbst „europäische Erinnerungsorte". Das im Nachkriegsdeutschland gegründete *Institut für Europäische Geschichte* in Mainz, welches im Mai 2000 sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, war als „europäische" Einrichtung zur Vergangenheitsbewältigung nahe der französischen Grenze errichtet worden, um die historische Hypothek der deutsch-französischen Feindschaft aufzuarbeiten. Es hatte außerdem von Anfang an seine Tore auch nach Osteuropa geöffnet, um das „europäische" Gespräch auch mit den Nationalitäten jenseits des „Eisernen Vorhangs" führen zu können. Die Villa Vigoni nahe Bellagio hoch über dem Como-See gelegen – mit den gut erhaltenen Nebengebäuden und ausgedehnten Parks, der ursprüngliche Besitz eines in Italien reich gewordenen deutschen Kaufmanns, der seiner Heimat ein Vermächtnis hinterlassen wollte – schuf als geschichtsträchtiger Raum für deutsch-italienische wissenschaftliche Begegnungen eine aus sich selbst heraus sprechende Atmosphäre von „Erinnerungskultur". Es ist zu wünschen, dass das gemeinsame Nachdenken über europäische Erinnerungsorte fortgesetzt wird.